

Edeet Ravel • Du liebste mich nicht

cbt

Foto: © Agatha Lesnik



DIE AUTORIN

Edeet Ravel wurde in einem israelischen Kibbuz geboren und wuchs in Montreal auf. Sie studierte Englisch in Israel und Creative Writing in London. Gemeinsam mit ihrer Tochter lebt sie nun in Kanada. Edeet Ravel hat bereits mehrere erfolgreiche Romane für Erwachsene veröffentlicht.

Edeet Ravel

Du liebst mich nicht

Aus dem Amerikanischen
von Anne Braun





Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbs Taschenbuch Juni 2013

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2011 by Edeet Ravel

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Held« bei Annick Press, New York/Toronto

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbs Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Anne Braun

Lektorat: Ulrike Hauswaldt

Umschlaggestaltung: init. Büro für Gestaltung,
Bielefeld

Umschlagbild: plainpicture/Leander Hopf/Rauschen
MG · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-30829-5

Printed in Germany

für John

Washington, D. C.
Montag, 4.00 Uhr

Sie haben mir aufgetragen, alles für sie aufzuschreiben. Sie haben mich im besten Hotel von Washington D. C. untergebracht, in der schönsten Suite. In jedem Raum sind Blumen, auf jedem Tisch Geschenkkörbe. Im Wohnzimmer gibt es einen offenen Kamin, im Badezimmer einen Whirlpool und Fußbodenheizung, dazu noch einen bestens ausgestatteten Fitnessraum. Ich kann bestellen, worauf ich Lust habe, zu jeder beliebigen Tageszeit. Es ist eine Suite, in der ich mir eigentlich nur Filmstars oder hochrangige Politiker vorstellen kann.

Ich bin nicht allein. Vor der Tür steht ein bewaffneter Polizist, auf der Terrasse ein Bodyguard. Zweimal am Tag kommt eine Krankenschwester, um meinen Blutdruck zu messen, und jeden Nachmittag sucht mich eine Psychologin namens Monica auf. Meine Mutter kommt zu den Mahlzeiten zu mir und übernachtet normalerweise in meinem Gästezimmer, obwohl sie im Stockwerk unter mir eine eigene Suite hat.

Sie haben mir erklärt, dass die Wachen zu meinem

Schutz da sind und dass ich tun und lassen kann, was ich will. Ich bin keine Gefangene. Ich kann sehen, wen ich will, und gehen, wohin ich will. Ich brauche nur zum Hörer zu greifen und schon kann ich all meine Wünsche äußern. Aber man hat mir auch höflich nahegelegt, während der ersten Tage im Gebäude zu bleiben - zu meinem eigenen Schutz, haben sie gesagt, und ich begreife natürlich, dass es die Sache für sie leichter macht. Ich dürfe nicht vergessen, dass sich alle möglichen Medienleute ins Hotel eingeschleust haben und nur auf eine Gelegenheit warten, um sich auf mich zu stürzen, und dass die Menschenscharen vor dem Hotel kaum noch zu bändigen sind.

Der Laptop, den man mir gegeben hat, steht auf dem polierten Tisch im Esszimmer. Ich soll ganz detailliert aufschreiben, was ich erlebt habe. Und wenn ich fertig bin, darf ich nach Hause gehen, haben sie gesagt.

Ich habe gesehen, dass sie die Bar leer geräumt haben. Vermutlich hätten sie das auch getan, wenn ich schon alt genug für Alkohol wäre. Sie wollen nicht, dass mich irgendetwas von meiner Aufgabe ablenkt.

Von der Terrasse aus kann ich die vielen Menschen auf der Straße sehen, die Schilder und Transparente und riesige Poster mit einem Foto von mir hochhalten. »Ich liebe dich, Chloe«, steht auf dem einen. Vom Bodyguard weiß ich, dass ganze Familien nach Washington gereist

sind, um mich in der Heimat zu begrüßen; aus allen Teilen des Landes kamen Menschen herbeigeströmt.

Wie können sie mich lieben? Sie kennen mich doch gar nicht.

Ich kann auch die Kameralente sehen, die ziellos zwischen ihren Stativen hin und her wandern, gelangweilt und ungeduldig. Sie wollen mich, aber noch gebe ich mich nicht her. Noch nicht.

Mom hofft, dass wir in wenigen Tagen nach Hause fliegen können. Sie hat schon Interviews und Pressekonferenzen gegeben, und sie erzählt mir von den Leuten, die sie getroffen hat, den Anfragen, die wir von berühmten Fernseh-talkmastern bekommen haben, von Verlagen und Zeitschriften und welche verrückt hohe Summen sie für meine Story bieten. Sie hat mir von dem kleinen Heer von Journalisten erzählt, die ihr auf Schritt und Tritt folgen und sie mit Fragen bombardieren.

Über das, was ich erlebt habe, reden wir nicht. Nicht weil Mom Angst hätte, mich zu fragen, sondern weil sie weiß, dass ich noch nicht bereit bin, darüber zu reden. Oder vielleicht bin ich noch nicht dazu bereit, darüber nachzudenken, was ich tue, und will nicht, dass sie es weiß.

Tausende von Geschenken kommen täglich für mich an. Sie werden in Moms Suite gebracht: Kleidung, Gutscheine für luxuriöse Kurzurlaube, aller mögliche Krimskrams.

Mom behält die Dinge, von denen sie weiß, dass ich oder meine Freundinnen uns darüber freuen; der Rest geht an Wohltätigkeitsorganisationen. Gleich am ersten Tag brachte sie mehrere Tüten Kleidung aus den besten Boutiquen an, aber ich habe noch kein einziges Stück anprobiert. Ich trage immer noch das T-Shirt und die Jogginghose, die sie mir in der Klinik gegeben haben. Der Zimmerservice holt die Sachen am Abend ab, und wenn ich aufwache, liegen sie auf dem Marmortisch im Vorraum, gewaschen und fein säuberlich zusammengelegt.

Das alles mag zwar nach Urlaub klingen, doch das ist es nicht. Ich wurde aus einem ganz bestimmten Grund in dieses Hotel gebracht: Sie brauchen Informationen. Ich soll alles niederschreiben, was ich erlebt habe, von dem Tag an, an dem ich überfallen und in Geiselhaft genommen wurde, bis zum Tag meiner Freilassung. Das waren ihre Worte. Ich soll also jedes Detail der vergangenen vier Monate aufschreiben, egal wie unwichtig es auch erscheinen mag. Sie haben mir Zeitschriften gezeigt, in denen ich die Titelgeschichte war; sie haben mir erzählt, dass das ganze Land an meinem Schicksal Anteil nahm und mit mir litt.

Nach dem Mittagessen kommt die Psychologin. Wir reden über das Wetter, darüber, was ich tun werde, wenn ich wieder zu Hause bin; wie es sein wird, wenn ich

wieder zur Schule gehe und alles nachhole, was ich versäumt habe. Einmal habe ich schon mit Angie telefoniert und auch mit meinen Großeltern. Ich war noch nicht auf Facebook und habe bisher noch mit niemandem sonst Kontakt aufgenommen. Ich habe gesagt, ich sei erschöpft.

Doch der wahre Grund ist der, dass ich mich noch nicht wirklich in der Lage fühle, in mein altes Leben zurückzukehren.

Im Moment sitze ich auf dem breiten Bett und schreibe auf den blau-goldenen Notizblock des Hotels. Doch was ich schreibe, werden sie nie zu sehen bekommen, nie lesen. Selbst wenn sie eine Kamera installiert haben, werden sie meine kleine Schrift mit den vielen Abkürzungen nicht entziffern können, da ich sie mit dem Oberkörper abdecke.

Auf dem Laptop, den ich bekommen habe, werde ich einen ganz anderen Bericht schreiben, der eigens für ihre Augen bestimmt ist. Dieser Bericht wird sachlich, knapp und akkurat sein. Aber nicht vollständig.

Doch hier, auf dieses blassblaue Papier mit der Goldprägung, schreibe ich die wahre Geschichte. Die Geschichte, die sie nie lesen werden.

1. Kapitel

Am dritten August wurde ich in Griechenland entführt und als Geisel genommen.

Ich nahm zusammen mit meiner Freundin Angie während der Sommermonate an einem Freiwilligenprogramm vor den Toren von Athen teil. *Meine Freundin Angie* – ich betrachte diese Worte und habe das Gefühl, sie gehörten jemand anderem. Ich fühle mich wie ein Gespenst, das durch eine Welt geistert, die ich hinter mir gelassen habe und in die ich nie mehr zurückfinden werde.

Der Arbeitsaufenthalt im Ausland war meine Idee gewesen, aber für Griechenland haben Angie und ich uns gemeinsam entschieden, weil die Fotos auf den Websites, die wir uns anschauten, so fantastisch aussahen – weiße Kuppeldächer, goldene Sandstrände, sämtliche Schattierungen von Blau, die man sich nur denken kann. Angie, die gern malt, sagte, die Farben würden sie inspirieren, während ich hauptsächlich an die griechischen Sagen dachte, die mir mein Vater früher vorgelesen hat; ich besitze die Bücher noch und habe im Laufe der Jahre immer wieder hineingeschaut. Athene, Apollo, Aphrodite. Labyrinth, Abenteuer, Verwandlungen.

Auch Mom fand die Idee mit Griechenland gut; sie ist

Tanzlehrerin und Choreografin und hat mit Mitte zwanzig eine Reise durch Europa und bis nach Fernost gemacht, um die Tänze der Einheimischen zu lernen. In Griechenland hatte es ihr am besten gefallen, und das war auch einer der Gründe, warum sie mich »Chloe« nannte – nach dem Ballett *Daphnis und Chloe*, in dem es um eine griechische Sage geht.

Anfang Juni landeten wir in Athen. Der Verantwortliche für das Freiwilligenprogramm holte uns am Flughafen ab und fuhr uns in einen der Vororte von Athen, wo wir in einem Gemeindezentrum Kinder unterrichten würden. Die *katikies*, wie unser Gebäude hieß, waren ziemlich tristlos, und wir sollten bald erfahren, dass auch Dinge wie Geschirrspülen, Fußbödenaufwischen und Müllhinaustragen mit zu unseren Aufgaben gehörten.

Doch die süßen Kinder und die tolle Umgebung entschädigten uns für alles. Ich unterrichtete eine Klasse von gut erzogenen, interessierten Mädchen in Tanz und Gymnastik, Angie in Kunst und Handwerken. Wenn wir freihatten, nahmen wir an Exkursionen teil, die von der Gemeinde organisiert wurden. Wir erkundeten Inseln, spazierten durch enge Sträßlein mit weinberankten Häusern, gingen tauchen und genossen das mediterrane Essen. Wir bestaunten den Sonnenuntergang in Oia und sahen die Sonne hinter dem Parthenon aufgehen.

Am besten verstanden wir uns mit unseren »Kollegen« Camille und Peter, groß gewachsenen, blonden Zwillingen aus Norwegen, die gern lachten und Blödsinn machten. Wir

freundeten uns gleich am ersten Tag an, als Camilles Gepäck versehentlich nach Japan weitergeleitet wurde und wir ihr anboten, sie könne von uns alles ausleihen, was sie brauche. Angie verliebte sich Hals über Kopf in Peter, der zu ihrem Leidwesen aber schon eine Freundin in Norwegen hatte.

Sich spontan zu verlieben, war nichts Neues bei Angie, das kam bei ihr öfter vor. Es war nicht so, dass sie bei den Jungs nicht gut ankam – im Gegenteil, sie ist ein toller Mensch und sieht klasse aus; ihre Mutter stammt aus Argentinien und hat früher als Model gearbeitet, und Angie hat ihre Ausstrahlung geerbt.

Doch sie neigt dazu, sich in Typen zu verlieben, die unerreichbar sind: Skilehrer, die bereits verlobt sind, Universitätsstudenten, für die sie noch ein Kind ist (ihr Vater unterrichtet an der Northwestern und gibt jedes Semester eine Party für seine Abschlussstudenten), oder in einen Typen, den sie in einem Tanzwettbewerb im Fernsehen gesehen hat und unbedingt kennenlernen will, auch wenn er irgendwo in der kanadischen Pampa lebt.

Angies Schmerz darüber, dass Peter bereits vergeben war, wurde abgemildert durch die männliche Jugend vor Ort, die den Begriff »schüchtern« offenbar noch nie gehört hatte – weder auf Griechisch noch auf Englisch. Sie lagen Angie förmlich zu Füßen, und sie flirtete mit ihnen, was das Zeug hielt, was die jungen Griechen natürlich noch mehr anspornte.

Meiner Meinung nach waren sie richtige Stalker, doch Angie sagte, ich solle doch etwas offener sein, was das »Balzverhalten fremder Kulturen« betraf, ein Ausspruch, über den

wir alle vier – besonders Camille – schallend lachen mussten. »Deine Freundin mag uns nicht«, sagte der eine oder andere zu Angie, auch wenn ich direkt danebenstand. »Warum bloß?«

Aber es stimmte nicht, dass ich sie nicht mochte. Ich war einfach nur zurückhaltend; ich traute grundsätzlich keinem Fremden, egal wie gut er auch aussah, wenn ich seinen Hintergrund nicht kannte. Camille meinte, meine Reserviertheit den Jungen gegenüber läge vermutlich daran, dass ich ohne Vater und ohne Bruder aufgewachsen war, während Angie behauptete, es läge an meiner Kontrollsucht und meiner übertriebenen Ordnungsliebe. Ich wolle immer alles im Griff haben, sagte sie. Ich müsse alles genau planen und organisieren, auch wenn es um Jungen ging, die ich traf.

Am ersten August war die Schule zu Ende. Es fiel uns echt schwer, dem Gemeindezentrum Lebewohl zu sagen, und auch die Kinder waren traurig. Sie gaben uns kleine Geschenke und baten uns, in Griechenland zu bleiben.

Drei Tage später würden wir zurückfliegen. Bis dahin durften wir noch in unseren *katikies* bleiben und uns die Gegend anschauen. Hauptsache, wir waren vor Einbruch der Dunkelheit zurück. Wir fragten Camille und Peter, ob sie uns nicht Gesellschaft leisten wollten, doch sie wollten Freunde in Italien besuchen. Wir umarmten uns zum Abschied und versprachen ihnen, sie irgendwann in Norwegen zu besuchen.

An unserem ersten freien Tag machte Angie den Vorschlag, einfach loszuziehen und zu sehen, was sich ergab. Wir sollten

in irgendeinen Bus steigen und sehen, wohin er uns brachte – das würde bestimmt spannend werden.

Ich war dagegen. »Wir müssen doch wenigstens ungefähr wissen, wo wir hinwollen«, sagte ich.

So war es schon immer gewesen: In allen anderen Punkten sind wir uns einig, aber sobald es ums Planen und Organisieren geht, sind wir das krasse Gegenteil voneinander. In Angies Zimmer herrscht das nackte Chaos, und alle paar Tage ruft sie an und fleht mich an, vorbeizukommen und ihr dabei zu helfen, etwas zu finden, das sie total dringend braucht. Ich war so etwas wie diese Profis, die für Geld Wohnungen aufräumen – zwei Stunden lang faltete ich dann ihre Kleidungsstücke zusammen, schichtete Zeitungen zu ordentlichen Stapeln auf, ordnete ihre Pinsel und Farben. Und wenn ich sie eine Woche später besuchte, sah es wieder aus, als sei ein Tornado durch ihr Zimmer gefegt.

Ähnlich unterschiedlich sind wir, wenn wir unterwegs sind. Angie ist total entspannt und will alles auf sich zukommen lassen, während ich gern im Voraus weiß, wo es hinget, wie lange es dauert und was wir mitnehmen müssen.

Besonders hier, in einem fremden Land, dessen Sprache wir nicht beherrschten.

Aber Angie kann sehr überzeugend sein. Sie sagte, sie hätte die Nase voll von Stundenplänen und vom Gehetztwerden. Sie wolle sich erholen. Widerwillig gab ich nach und wir stiegen in einen Bus und überließen alles andere dem Zufall.

Doch der Zufall meinte es nicht gut mit uns. Der Tag war wie verhext. Wir verirrteten uns in einem langweiligen Kaff

irgendwo im Nirgendwo, ein Riemchen von Angies Sandalen riss, und wir wurden von einem unheimlichen, alten Kerl verfolgt, uns war heiß, es gab nirgends Wasser, und wir aßen in einem schäbigen Lokal notgedrungen zu Mittag, doch es schmeckte so widerlich, dass uns hinterher schlecht war.

Zu allem Überfluss bekam Angie auch noch einen Asthmaanfall und ich meine Tage.

Und als wir am Abend fix und fertig in unsere *katikies* zurückkehrten, mussten wir feststellen, dass all unsere Sachen in einen anderen Raum gebracht worden waren, damit unser ursprüngliches Zimmer geputzt werden konnte, und dass einige Dinge abhandengekommen waren. Da gerieten wir uns in die Haare.

Ich fing damit an. »Es ist alles deine Schuld«, warf ich ihr vor. »Wir hätten einen schönen Tag haben können, aber du wolltest ja nicht auf mich hören. Warum, glaubst du, wurden Reiseführer erfunden?«

Angies Gesicht, normalerweise blass wie Porzellan, verfärbte sich rot. Die arme Angie – ihr Gesicht verrät immer, was sie empfindet. Manchmal macht sie Witze darüber und bezeichnet sich als lebendes Emoticon.

»Ich soll jetzt schuld sein?«, konterte sie. »Nur weil ich nicht so ein Kontrollfreak bin wie du? Ich gehe gern Risiken ein, okay? Ich will nicht wie ein Automat durchs Leben gehen und nur im Voraus geplante Dinge abhaken. Wenigstens habe ich auf diese Weise ein *Leben*.«

Ich hätte mich entschuldigen sollen, ich weiß, aber ich war zu stur und mies drauf. »Na schön, ich schaue mir jeden-

falls morgen den Nemesis-Tempel an«, sagte ich pampig. »Das bedeutet frühes Aufstehen und sich an einen Busfahrplan halten. Falls du lieber ausschlafen möchtest, gehe ich allein!«

»Fein, dann geh allein!«, schnaubte Angie. Sie legte sich auf das schmale Bett und drehte mir den Rücken zu.

Obwohl wir seit zehn Jahren eng befreundet waren, konnte ich an einer Hand abzählen, wie oft wir uns gestritten hatten. Wir mögen beide keine Konflikte und waren uns in fast allem einig. Wir liebten dieselbe Musik, dieselben Filme, dieselben Leute. Angie hat einen älteren Bruder und eine ältere Schwester, doch die waren bereits auf der Highschool, als Angie geboren wurde, und bis Angie in die erste Klasse kam, waren sie beide schon zu Hause ausgezogen. Ich selbst bin ein Einzelkind; mein Vater starb, als ich sechs war, und Mom hat nicht mehr geheiratet. Angie wurde also meine Ersatzschwester und ich ihre.

Aber an jenem Abend waren wir beide müde und frustriert, und das ließen wir aneinander aus. Im Nachhinein gebe ich mir die Schuld. Ich hatte mit dem Streit angefangen und stichelte dann noch weiter. Ich hätte mich entschuldigen oder einen Witz über mein zwanghaftes Verhalten machen können, doch das tat ich nicht.

Hätte ich diesen Streit nicht angezettelt, wäre ich immer noch dieselbe Person wie damals. Nichts von alledem wäre passiert. Doch wegen dieses Streits sollte sich mein Leben für immer verändern.

Hey, Angie, das mit gestern Abend
tut mir leid. Will dich nicht wecken,
deshalb geh ich jetzt allein zum
Nemesis-Tempel - wäre sowieso
langweilig für dich. Ruf mich an, wenn
du wach bist. Hab einen schönen
Morgen und vergiss die Sonnencreme
nicht!

xoxox

2. Kapitel

Angie schlief noch, als ich aufbrach. Ich wollte eigentlich nicht im Streit weggehen, aber ich wusste, dass sie noch zwei, drei Stunden schlafen würde, und die *katikies* waren kein Ort, an dem man sich gern aufhielt. In den kleinen Zimmern roch es nach Bohnerwachs, Mücken umschwirrten die Abfalleimer am Ende des Flurs.

Ich hätte natürlich im Café um die Ecke warten können, aber allein wäre das langweilig gewesen, und außerdem hatte ich keine Lust, mich ohne seelischen Beistand dem aufdringlichen Balzgehebe der hiesigen Männerwelt auszusetzen.

Ich beschloss also, erst mal allein zum Tempel zu fahren. Vielleicht konnte ich mich danach mit Angie an einem Strand in der Nähe des Tempels treffen, der von meinem Reiseführer empfohlen wurde.

Ich zog mich leise an, packte die wichtigsten Sachen in meinen Rucksack und legte Angie einen Zettel hin. Dann ging ich fort. Ich fühlte mich voller Energie und Tatendrang, hatte Lust auf neue Erfahrungen, neue Orte. Zum Glück gab es alle halbe Stunde einen Bus nach Marathon.

Zuerst fand ich es etwas ungewohnt, fast beängstigend, zum ersten Mal ganz allein in einem fremden Land unter-

wegs zu sein. Doch an der Haltestelle standen etliche andere Touris, und ich lächelte den Kindern eines asiatischen Ehepaars zu, die neben mir in der Warteschlange standen. Sie lächelten zurück und fragten mich, woher ich komme.

Die Busfahrt war lang und heiß und langweilig. Ich hatte nicht mal Musik dabei – mein MP3-Player war eines der Dinge, die am Vortag verschwunden waren.

Ich wünschte, Angie wäre bei mir. Ohne sie war es nicht sehr lustig – ich hatte niemanden zum Reden, zum Lachen, niemanden, der mit mir aufgesprungen wäre und gejubelt hätte, wenn am Horizont plötzlich eine große Ziegenherde zu sehen war.

Dann endlich hielt der Bus an und wir konnten aussteigen. Laut Reiseführer stand der Nemesis-Tempel abseits der ausgetretenen Touristenpfade – einer der Gründe, warum ich unbedingt hinwollte: Er wäre nicht so überlaufen. Als wir vorige Woche den Poseidon-Tempel besichtigt hatten, war ich mir wie in einem Fußballstadion vorgekommen.

Um zum Nemesis-Tempel zu kommen, der neunzehn Kilometer vom Busbahnhof entfernt war, gab es nur zwei Möglichkeiten: mich entweder als Anhalterin von anderen Touristen mitnehmen zu lassen oder ein Taxi zu nehmen. Außer mir schien niemand zum Tempel gehen zu wollen, und ein zahnloser Taxifahrer, der wie ein Hundertjähriger aussah, rief mir zu: »Wohin? Wohin? Ich fahre.«

Ich nahm sein Angebot an und war eine Viertelstunde später beim Tempel. Der Taxifahrer bot an, auf mich zu warten, doch ich wollte mich nicht gedrängt fühlen. Es waren

noch ein paar andere Touristen da, und ich war mir sicher, dass mich einer von ihnen mit zurück in den Ort nehmen würde.

Das Gelände war atemberaubend schön. Ich wünschte, ich hätte auf Angie gewartet, es hätte ihr bestimmt auch gefallen. Die Steine des Tempels waren von dichten Reihen olivgrüner Bäume umgeben, die in der Sonne golden glänzten, und hinter dem Tempel lagen die Ruinen der Stadt Rhamnous – ein Labyrinth aus niedrigen Steinmauern. In der Ferne erstreckte sich das türkisblaue Meer und eine diesige Bergkette verschmolz mit einem wolkenlosen Himmel.

Ich betrachtete die antiken Steinblöcke inmitten dieser stillen Landschaft und versuchte mir vorzustellen, wie der Tempel vor rund zweitausend Jahren wohl ausgesehen hatte. Die Ruinen wirkten auf mich so geheimnisvoll wie der Tempel damals vermutlich auf die ersten Gläubigen. Nemesis – die Göttin des gerechten Zorns und der Rache.

Ich beschloss, den Busfahrplan für Angie herauszusuchen und ihr eine SMS zu schicken; vielleicht konnten wir uns hier treffen statt am Strand. In der Zwischenzeit würde ich die Ruinen der ehemaligen Stadt erforschen.

Außerdem hatte ich Hunger; zum Glück hatte ich mir etwas Brot und Käse eingepackt. Ich schlenderte die Straße entlang und suchte nach einer Stelle, um mich hinzusetzen. Bald schon fand ich einen großen Stein in der Nähe einiger Hecken, setzte mich darauf und tippte die Busabfahrtszeiten aus meinem Reiseführer ins Handy ein.

Ich saß mit dem Rücken zur Straße und hörte nicht,

dass ein Wagen neben mir anhielt, und falls doch, so achtete ich nicht darauf. Ich war ganz in meine SMS an Angie vertieft.

Plötzlich wurde ich am Arm gepackt und das Telefon fiel mir aus der Hand. Das kam so überraschend, dass ich instinktiv einen Schrei ausstieß, noch bevor ich begriffen hatte, was los war. Ebenso instinktiv wollte ich mich wehren. Jemand zog mich rückwärts und ich hielt dagegen. Ohne Erfolg. Ich wurde in ein Auto gestoßen, das sofort losfuhr.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich begriff, was passiert war: Ich saß in einem fremden Wagen, mit einer Augenbinde, die allerdings nicht sehr straff saß. Jemand hatte mir die Uhr abgenommen und hielt mir die Handgelenke auf den Rücken.

Das alles musste ein Versehen sein! Aber gut, irgendwo hatte ich mal gehört, dass die erste Reaktion auf eine beängstigende Situation immer das Leugnen ist. Ich sagte mir, es müsse ein Scherz sein, ein Dummejungenstreich, ein Spiel oder sonst etwas Harmloses und Bedeutungsloses.

Ich sagte: »Hey, was soll das?«

Eine Männerstimme antwortete: »Wenn du kooperativ bist, geschieht dir nichts.« Er redete ganz ruhig, als ginge es ums Wetter. Meine Gedanken überschlugen sich und ich sagte mir: *Es kann nur ein Versehen sein, sie lassen mich sicher gleich wieder laufen.*

Doch dann dachte ich: *Bestimmt hat es jemand gesehen und einer der Touristen wird die Polizei anrufen. Bis dahin tu einfach alles, was sie sagen, dann passiert dir nichts.* Ich war noch

immer in der Phase des Nicht-wahrhaben-Wollens, obwohl ich merkte, dass mein Herz viel zu schnell schlug.

Dann sagte die Männerstimme: »Zieh deine Jeans aus. Die Unterhose kannst du anlassen.« Ich glaubte, eine leichte britische Färbung in seinem fremdländischen Akzent herauszuhören.

Ein Raubüberfall, dachte ich mir. Nur ein paar arme Einheimische, die meine Jeans, meine Uhr und mein Geld wollen.

Gleichzeitig registrierte ich, dass es ein geräumiger Wagen war – ich konnte den Sitz vor mir nicht spüren. Dem Geruch und der Größe des Wagens nach musste es eine Limousine sein. Na ja, vielleicht eine gestohlene Limousine, und die Diebe hatten beschlossen, gleich noch eine wehrlose Teenagerin auszurauben.

Der Mann ließ meine Handgelenke los und ich fummelte an meiner Jeans herum. Meine Finger waren ungeschickt, und ich hatte Angst, nicht schnell genug zu sein. Und genau in diesem Moment – als ich begriff, dass ich tun musste, was mir der Fremde sagte – schlug mein Leugnen in Panik um. Mir wurde schlagartig bewusst, dass ich ein echtes Problem hatte, und ich begann zu zittern.

Gleichzeitig klammerte ich mich an den Gedanken, dass sie mich nur ausrauben wollten. Vielleicht würden sie mich gehen lassen, nachdem sie meine Jeans, meinen Rucksack und meine Uhr hatten. Sie würden mich aus dem Wagen werfen und ich war gerettet! Sie hatten gesagt, ich dürfe die Unterwäsche anlassen. Das war ein gutes Zeichen.

»Zieh diesen Rock an«, sagte der Mann in demselben ruhigen Ton.

Etwas landete auf meinen Knien, und ich wich instinktiv erschrocken zurück, weil ich nicht wusste, was es war. Durch den unteren Rand der Augenbinde konnte ich schwarzen Stoff erkennen. Ich war froh, dass es wirklich ein Rock und keine Schlange oder Ratte war. Ich ertastete den elastischen Bund und schlüpfte hinein. Er war knöchellang.

Warum ein Rock?, fragte ich mich. Warum hatten sie mich nicht einfach aus dem Wagen geworfen, sobald sie meine Jeans hatten?

Ein entsetzlicher Gedanke schoss mir durch den Kopf: Sie wollten mich als Sexsklavin irgendwohin bringen und deshalb musste ich mich verkleiden. Vielleicht wollten sie mich in ein Land im Nahen Osten bringen, wo die Frauen lange Kleidung tragen müssen.

Als Nächstes fiel mir ein, dass Terroristen ihre Opfer manchmal in ganz bestimmte Farben kleiden, bevor sie sie hinrichten. Unwillkürlich stieß ich einen leisen Schrei aus und mein Zittern verstärkte sich. Nach so vielen Jahren mit Tanz und Gymnastik hätte ich etwas mehr Kontrolle über meinen Körper von mir erwartet, doch ich zitterte so heftig, dass mein Bein an das des Mannes neben mir stieß.

Da wurde mir etwas über den Kopf gestülpt, und im ersten Moment befürchtete ich, es sei irgendein Sack und ich würde an Ort und Stelle erschossen werden. Doch der vermeintliche Sack rutschte an meinem Kopf vorbei und landete auf meinen Schultern. Es schien eine Art Poncho zu

sein. Meine Laufschuhe und Socken wurden mir ausgezogen, und ich merkte, dass ich wie ein Kleinkind wimmerte. Meine Schuhe wurden durch Sandalen ersetzt.

Nachdem ich nun komplett umgekleidet worden war, band mir der Mann die Hände hinter dem Rücken zusammen. Mein Wimmern schlug in Schluchzen um. Ich wurde nicht einfach nur ausgeraubt, sondern in eine ganz neue Identität gepresst. Und das bedeutete, dass sie etwas ganz Bestimmtes mit mir vorhatten. »Bitte, bitte«, flehte ich unter Schluchzern.

Da sagte der Mann: »Nur keine Panik! Tu einfach, was wir sagen, dann passiert dir nichts.«

»Bitte, lasst mich gehen«, bettelte ich. Mir war klar, dass bisher noch kein Mensch von Kriminellen freigelassen worden war, weil er sie *angebettelt* hatte, aber ich konnte nicht anders, es geschah rein instinktiv.

Danach versuchte ich, mich zu beruhigen. Ich musste mir einen Fluchtplan ausdenken, ich musste sehr wachsam sein und ruhig bleiben, wenn ich freikommen wollte. Die Augenbinde saß nicht allzu straff; wahrscheinlich konnte ich sie mit der Schulter wegschieben. Ich musste es nur irgendwie schaffen, davonzulaufen. Zum Glück bin ich eine gute Läuferin, sagte ich mir.

Andererseits war es sicher nicht leicht, in Sandalen zu rennen, besonders wenn sie so locker saßen wie die hier. Hatten sie mir die Laufschuhe vielleicht deshalb weggenommen?

Aber egal wo wir anhalten würden, bestimmt gab es in der Nähe Menschen. Griechenland war schließlich nicht die

Wüste von Nevada. Wenn ich weglief, würde mich garantiert jemand sehen und mir helfen.

Ich versuchte, nicht daran zu denken, was geschehen würde, wenn ich nicht fliehen konnte. Das Wichtigste war, mir zu überlegen, *wie* ich es bewerkstelligen sollte. Wenn sie mich betäuben oder erschießen wollten, hätten sie es längst getan, sagte ich mir.

»Wohin bringt ihr mich?«, fragte ich.

»Du dienst uns als Geisel, mit der wir die Freilassung eines bestimmten Häftlings erreichen wollen«, sagte der Mann.

Es war, als redete er über eine ganz andere Person – zum einen, weil er so ruhig sprach, zum anderen, weil ich anfangs nicht begriff, was er meinte.

Einen Häftling freipressen? Er meinte bestimmt einen Häftling in den USA. Sie waren also Terroristen, die einen ihrer Freunde freipressen wollten!

Ich brach in Tränen aus. »Ich kann euch Geld geben«, sagte ich. Nicht, dass Mom und ich viel Geld hatten, aber wir könnten eine Hypothek auf unser wunderschönes altes Haus aufnehmen, und Angies Eltern würden uns sicher auch helfen ...

Doch es war hoffnungslos: Es ging ihnen nicht um Lösegeld und mein Angebot stieß auf Schweigen.

Wie viele Personen saßen hier im Wagen, abgesehen von dem Mann und dem Fahrer? Ich hatte keine Ahnung.

»Ist das eine Limousine?«, fragte ich, ohne mit einer Antwort zu rechnen.

»Ja«, sagte der Mann.

Ich dachte an organisiertes Verbrechen, an internationale Mächte. Woher konnte ich wissen, ob die Sache mit dem Gefangenen austausch stimmte? Vielleicht wollten sie nur ihre wahren Beweggründe verschleiern. Vielleicht hatten sie vor, mich als Sexsklavin an einen perversen Milliardär zu verkaufen, dem auch die Limousine gehörte. Vielleicht saß er sogar selbst am Steuer. Hilfe, ich musste unbedingt fliehen, egal wie!

»Wie ist dein Gesundheitszustand?«, fragte der Mann. Trotz des leichten Akzents war sein Englisch ganz gut. Doch die förmliche Sprechweise und die Frage selbst heizten meine Fantasie noch mehr an und ich dachte erschrocken: *O Gott, sie wollen mich für Experimente benutzen oder meine Organe haben und mich hinterher umbringen!*

Ich witterte eine Chance und musste mir blitzschnell etwas einfallen lassen. Doch auf die Schnelle ...? »Ich bin Diabetikerin«, hörte ich mich sagen. Noch während ich es aussprach, wurde mir klar, dass sie meine Lüge durchschauen würden, und dem war auch so.

»In deiner Tasche ist kein Insulin«, sagte der Mann und klang fast amüsiert. »Niemand will dir etwas tun«, fügte er hinzu, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Versuch, dich zu entspannen. Ich möchte dir nur etwas Valium spritzen, und deshalb muss ich wissen, ob du regelmäßig Medikamente nimmst.«

Ich war froh, dass seine Stimme nicht aggressiv klang. Aber wollte er mir wirklich Valium geben oder etwas Gefährlicheres? Heroin vielleicht – um mich abhängig zu machen?

»Denk nicht gleich an das Schlimmste«, sagte er, und wieder hatte er offenbar meine Gedanken gelesen. »Kann ich also davon ausgehen, dass du gesund bist – abgesehen von der Diabetes?« Er nahm mich auf den Arm, und das hätte mich vielleicht beruhigt, wenn ich nicht total verängstigt gewesen wäre.

Offenbar wollten sie nicht meinen Tod. Vorläufig zumindest ...

Ich nickte beklommen. Zum ersten Mal begriff ich, was das Wort *Terrorist* bedeutet – Terrorist wie Terror. Und noch ehe ich wusste, wie mir geschah, spürte ich einen Nadelstich im Arm. Ich schrie auf, doch mein Schrei löste sich in einem verschwommenen Nebel auf. Das Medikament wirkte: Ich wurde schlagartig müde und wirr im Kopf. Ich lehnte den Kopf an die Rückenlehne und die Augen fielen mir zu.

VON: angie-art-diva@hotmail.com

AN: momshaw112@hotmail.com

BETREFF: DRINGEND! DRINGEND! DRINGEND!

Mom, Dad, warum geht ihr nicht ans Telefon??? Bitte, geht ran! Ich weiß nicht, was ich tun soll – Chloe ist weg. Sie hat mir einen Zettel hinterlassen, dass sie irgendwelche Ruinen anschauen will. Gegen Mittag wollte sie fertig sein und mich dann anrufen. Jetzt ist Mitternacht, und ich habe ihr schon 100 SMS geschickt, aber sie reagiert nicht. Ich habe herumgefragt, aber niemand hat sie gesehen, seit heute Morgen. Ich habe die Polizei angerufen. Die haben mich

natürlich ausgelacht. Aber ihr kennt Chloe ja!! Sie würde nie ohne aufgeladenes Handy aus dem Haus gehen und auch wenn – sie würde mich irgendwie anrufen. Und sie würde auch nicht so lange wegbleiben, ohne mir Bescheid zu sagen. Bitte, ruft an, ich bin total außer mir und habe Angst. Ruft an, egal um welche Uhrzeit.
Eure verzweifelte A.



Edeet Ravel

Du liebst mich nicht

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30829-5

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2013

Entführt, gefangen ... verliebt?

Während eines Sommeraufenthaltes in Griechenland wird die Amerikanerin Chloe gekidnappt. Tag für Tag steht das einst selbstbewusste, lebensfrohe Mädchen nun Todesängste aus. Ihre Hilflosigkeit, die körperlichen Qualen durch einen der Entführer und die Einsamkeit treiben sie an den Rand des Wahnsinns. Zu Hause kämpft man für ihre Freilassung, doch hier gibt es nur einen, auf den sie sich verlassen kann. Nur einen, der ihr Überleben sichert. Einen, den sie wirklich liebt ... ihr Peiniger.